

Vom Oberstleutnant W. v. Pre-men.

Wie der Tag von Kofsbach im Gedächtniß des Volkes als der besten geblieben ist, an dem der „Große Friedrich“ die Franzosen und die „Reihsarmee“ das Laufen lehrte, wie mit dem Leuthener Sieg die Klänge des dunkeln Winterhimmels beim Lohren der Wachtfeuer emporklingenden „Nun danket alle Gott!“ untrennbar verbunden sind, so steigt das Andenken an Zorn-dorf blutigroth vor uns auf. Und es war wirklich die schlimmste Blutarbeit, die je das preussische Heer geleistet hat. Keine Schlacht vorher noch nachher hat ähnliche Verluste aufzuweisen, selbst nicht der 16. August 1870, der Tag von Bionville-Mars la Tour, der blutigste des Krieges 1870-71, an dem unser mächtiges 3. Armeekorps mit dem halben 10. zusammen gegen die gesammte französische Rheinarmee zu ringen hatte. Wurde hier rund der vierte Theil der deutschen Kämpfer außer Gefecht gesetzt, so deckte bei Zorn-dorf ein volles Drittel todt oder verwundet die Balken.

Es war das erste Mal, daß König Friedrich, der bisher nur mit den Oesterreichern und Franzosen gekämpft hatte, den Russen Aug' in Auge gegenüber trat. Er hatte ihre Widerstandskraft unterschätzt. Sie kämpften bis zuletzt wie die Raketen, bis die Hälfte ihres Heeres auf dem Schlachtfelde geblieben war, eine Höhe der Verluste, wie sie, so weit nachweisbar, keine Schlacht der Weltgeschichte aufzuweisen hat.

Aber damit war auch die Neumark, in der die Russen bisher so fürchterlich gehaust hatten, daß sie heute das Andenken daran noch lebt, von ihren Feindern befreit, und dankbar begrüßten die Bürger und Bauern, die massenhaft herbeiströmten, ihren König als „Vater und Befreier“, indem sie nur danach strebten, ihm den Rodzipsel zu küssen.

Das an Siegen so reiche Jahr 1757 hatte doch den Frieden nicht zu bringen vermocht. Wohl hatte Maria Theresia, als sie die ganze Größe der Niederlage von Leuthen erfahren hatte und nur Trümmer ihres Heeres nach Böhmen gelangt waren, daran gedacht, auf Schlessen zu verzichten, aber bald hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und wollte im Bunde mit Frankreich, Rußland, Schweden und den größten Theil der deutschen Reichsfürsten diesen „Attila des Nordens“ vernichten.

Friedrich wollte den Krieg nach Mähren tragen, Orlitz belagern und, wenn dies gefallen, weiter auf Wien vordringen. Aber es sollte ihm nicht gelingen. Orlitz hielt sich länger als er gehofft, sein vorzüglicher Gegner Daun stellte sich ihm nicht zur Schlacht, und als sein großer Munition- und Lebensmittelltransport von dem hier zum ersten Mal kühn auftretenden Laudon bei Domstabl in Mähren am 30. Juni abgegangen wurde, da mußte Friedrich die fast schon den Sieg verheißende Belagerung aufgeben und nach Böhmen zurückgehen. Aber auch dort stellte sich der große Zauderer Daun nicht zur Schlacht, und der König mußte nach Schlessen ziehen, da über das Vordringen der Russen immer bedrohlichere Nachrichten einliefen.

Im Sommer 1758 waren die Russen unter Fermor von Posen in die Neumark vorgezogen und hausten dort fürchterlich. Wohl gebot ihnen Küstrin Halt, das sie vom 15. August an bombardirten und fast ganz in Asche legten, dessen Festungswerke jedoch unversehrt blieben, aber die Mark mußte von ihnen befreit und das ihnen unter dem Graen Dohna gegenüberstehende Korps vor einer Vernichtung bewahrt werden. So trat der König in der Nacht zum 11. August mit 14 Bataillonen und 38 Schwadronen von Landsknecht den Marsch auf Küstrin an. Wieder war's ein Elfmarsch wie jener berühmte vom Jahre zuvor von Kofsbach nach Leuthen, aber noch erschwert durch die Sommerhitze. 23 Meilen wurden in 10 Tagen bei drückender Hitze und zum Theil durch tiefen märkischen Sand zurückgelegt. Am 22. fand die Vereinigung mit dem Dohnaschen Korps bei Gorgast in der Nähe von Frankfurt a. O. statt. „Ihre Leute haben sich außerordentlich gepugt“, — sagte der König zu Dohna — „die ich mitbringe, sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beissen.“

Und jetzt galt es zu beissen, denn wieder war der König, wie er's im Jahre zuvor in seiner berühmten Badnitzer Rede vor Leuthen seinen Offizieren gesagt, entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Stromabwärts von Küstrin, bei Güstebiele, überschritt der König am 23. August mit seiner Armee für die Russen völlig überraschend die Ober. Fermor hob sofort die Belagerung auf und führte sein Heer in ein Lager zwischen Quartschen und Zicker, mit der sumpfigen Niederung der Miegel vor seiner nach Norden gerichteten Front. Am 24. Abends kam das preussische

Heer, 36,000 Mann stark, äußerst ermüdet auf den nördlichen Höhen der Miegel gegenüber dem russischen Heer an. Der König schätzte seine Besatzung auf 60,000 Mann, war aber fest entschlossen, sie ebenso wie im Jahre zuvor die doppelt überlegenen Oesterreicher bei Leuthen anzugreifen, und zwar wollte er jetzt, über die Miegel vorgehend, die Russen in ihrer rechten Flanke baden; er theilte dies noch am Abend seinen um ihn versammelten Generalen mit. Er war völlig ruhig und siegesgewiß, wie der bei ihm befindliche englische Gesandte, Sir Andrews Mitchell, der ihn auch im vergangenen Jahre schon ins Feld begleitet hatte, nach Hause meldete. In der Nacht schickte er nach Küstrin, als dieser ihn bat, der Schlacht beizuhelfen zu dürfen. „Sie könnten uns Leben bringen, und das möchte Herr Pitt Vergnügen machen“, sagte er, darauf anspielend, daß Pitt mit dem Verhalten seines Gesandten in dieser Zeit nicht zufrieden gewesen war. „Der Sieg wird für sich selbst sprechen“, war Mitchell's schöne Antwort, „und es bleiben genug brave Leute übrig, die entzückt sein werden, an meiner Stelle um Eure Majestät sein zu dürfen.“ Noch bis Abends um 11 Uhr war er mit seinem Vorleser, dem Schweizer Henry de Catt, der ihn seit Jahresfrist auf seinenKriegszügen begleitete, zusammen und sagte, wie dieser uns berichtet, unter anderem: „Finden Sie mich nicht ruhig? Ein fürchterlicher Tag, ein Schlachttag. Ich habe meine Anordnungen so getroffen, daß ich nicht viel Leute verlieren werde, und daß der Feind fortgesetzt werden wird, aber Sie werden es vielleicht erleben: Ein Nichts wird Alles umhohen und dem Führer in Rechnung bringen, was er nicht verschuldet hat.“

Nordöstlich von Küstrin, auf der von drei tiefen Wassergräben mit steilen Rändern und sumpfiger Sohle durchschnittenen weiligen Fläche zwischen den Dörfern Zorn-dorf, Wilters-dorf, Zicker und Quartschen, die im Norden und Nordosten von der großen Massinschen, im Süden und Westen von der großen Dreiwitzer Heide begrenzt wird, sollte sich das blutige Drama abspielen, das über das Schicksal der Mark entschied.

Noch vor Tagesanbruch am 25. August führte der König sein Heer in mehreren Kolonnen auf schnell geschlagenen Brüden über die Miegel und durch die Massinsche Heide in weitem Bogen über Baglow, Wiltersdorf bis nach Zorn-dorf um das russische Heer herum. Er war so völlig in den Rücken der bisher nach Norden gerichteten Aufstellung Fermor's gelangt, daß er nicht daran dachte, diesen Marsch zu stören, sondern als er die völlige Umgehung erkannte, sich nur darauf beschränkte, sein Heer regimenterweise eine völlige Schwemmlung machen zu lassen, so daß er nun die Front nach Süden hatte.

Wie bei Leuthen wollte der König mit seinem berühmten „schraegen Angriff“ diesmal den rechten feindlichen Flügel angreifen. Schätzungsweise Geschütze eröffneten hier gegen 9 Uhr Morgens mit ihrem Feuer die Schlacht. Sie sollten die feindliche Artillerie niederkämpfen, damit sie nicht wie bei Kolin den Angriff zu Schanden machte. Früher hatte der König diese gering geachtet, jetzt wußte er, daß seine Soldaten die feindlichen Geschütze mehr fürchteten, als das Fußvolk, und er hatte daher für jede genommene Kanone eine Besoldung, ein „Douceurgeld“ von 100 Dufaten eingeführt. Dies wurde so der Ursprung der preussischen noch 1870 gedächtnis sogenannten „Geschützdouceurgelder“.

Gegen 11 Uhr, als Friedrich den Feind genügend erschüttert glaubte, ging der linke Flügel der Infanterie zum Angriff vor, aber die Russen leisteten hartnäckigen Widerstand. Endlich weichen mehrere russische Bataillone, heftig gedrängt die preussischen nach. Da bricht plötzlich russische Kavallerie vor, die überfallenen und durch den Angriff erschöpften Preussen wenden sich zur Flucht; aber wo sind die Bataillone geblieben, die nach dem Befehl zu ihrer Unterflügelung hinter ihnen bleiben sollten? Es ist wie bei Kolin gegangen: im Vorgehen sind sie nicht hinter dem angreifenden Flügel geblieben, sondern haben sich neben ihn gesetzt und sind so frühzeitig ins Gefecht gekommen und werden nun mit forgerissenen Fahnen und Geschütze geben verloren. Da erfolgt den Bedrängten Rettung durch die Kavallerie.

Kürstlich von Anhalt-Desau, den der König einst auf dem Leuthener Schlachtfelde zum Feldmarschall gemacht, bricht mit 25 Schwadronen Dragoner vor, ihm folgt Sendlitz mit 5 Kürassier- und 20 Husaren-Schwadronen, während die Garde du Corps und das Regiment Genarmen die Flanke des Gegners zu packen suchen. Wie ein Orkan braust die preussische Kavallerie von allen Seiten daher, und unter ihren Klängen sinken russische Reiter und Fußvolk in ganzen Schwaden nieder. Der russische rechte Flügel ist in eine wirre Masse aufgelöst. Die Schlacht scheint gewonnen, und mit Hurra und Hutschweventen begrüßt der Desauer, nachdem er seine Reiter einigermaßen gesammelt hat, den König, der vor der Front der noch nicht eingesehten Infanterie reitet. Freundlich und ruhig dankt dieser, als aber auch der neben ihm reitende Mitchell ihm seine Glückwünsche ausspricht, sagt er ihm leise: „Mein Freund, auf dem linken Flü-

gel sieht es schlecht, ich werde dort Ordnung schaffen, aber folgen Sie mir nicht.“

Die gesammte noch vorhandene Infanterie tritt in einer Linie zum Angriff an, wieder eröffnen 20 schwere Geschütze das Feuer, allmählich sammeln sich auch die Flüchtlinge vom linken Flügel wieder. Auch jetzt verliert wieder russische Kavallerie, das Vorgehen zu hindern, bis sie durch preussische vertrieben wird. Aber einige schpreussische und die pommerischen Regimenter, die nach den fürchterlichen Verlusten von Kolin nie wieder ihre alte Kraft erlangen konnten, versagen und wenden sich zur Flucht. Da ergreift der König selbst eine Fahne und führt seine Bataillone wieder vor. Das ist der Augenblick, den der bekannte Schlachtenmaler Köchling auf einem für den Kaiser gemalten Bilde wirkungsvoll dargestellt hat, wie sich die Besucher der vorjährigen Berliner Kunstausstellung erinnern werden.

Doch auch das heldenhafte Beispiel des Königs ist vergeblich, die preussische Infanterie weicht fast überall, die Schlacht scheint verloren. Da tritt zum zweiten Male die preussische Kavallerie als Retterin auf. Wieder braust jetzt Sendlitz mit der gesammten Kavallerie daher, und fürchterlich wüthen seine Reiter unter den sich wie die Raketen webenden Russen. Jetzt vermögen auch einzelne preussische Bataillone des rechten Flügels sich wieder zu sammeln und bringen bis Quartschen vor. Nicht mehr nach Norden geht dieser letzte Angriff, sondern jetzt nach Westen, so hat sich die Schlacht rund herumgedreht. Im Westen standen jetzt die Reste des russischen Heeres, im Osten die Preußen, „das Mittelfeld gehörte den Toten“, so schrieb einfach und ergreifend Mitchell nach Hause.

Aber der letzte Rest des russischen Heeres war noch unbezungen, und der König konnte an einen Angriff mit seinen fürchterlich durch Marsch, Hitze und Kampf mitgenommenen Truppen nicht mehr denken. Doch schon am nächsten Morgen ließ er seine wieder geordneten Truppen noch einmal antreten, und wieder eröffnete die schwere Artillerie den Kampf. Bis Mittag gingen die Russen in die äußerste Ede hinter den Zaberggrund zurück und die Preußen waren jetzt Herren des blutig erkämpften Schlachtfeldes. In der Nacht gelang es dem Reste des russischen Heeres, an dem preussischen vorüber sich auf die Höhen von Groß- und Klein-Rammmin zu retten, wo es sich so verschänkte, daß an einen neuen Angriff nicht zu denken war. Am 31. ging Fermor weiter auf Landsberg zurück und der König konnte wieder nach der Lausitz abziehen, wozu ihn auf's Neue die Oesterreicher riefen. Fermor aber zog Mitte September ganz nach Pommern ab.

Im Lager von Groß-Rammmin hatte der russische Feldherr stolze Victoria schreien lassen, aber Maria Theresia, besser unterrichtet, äußerte spöttlich, die nächsten Tage würden wohl die Zahl der russischen Gefangenen und der von ihnen verlorenen Kanonen ergeben. In der That waren 6 russische Generale, 76 andere Offiziere und 2400 Mann in preussische Gefangenschaft gerathen, dazu waren rund 3500 Mann todt und gegen 13,000 verwundet, 103 Kanonen und 24 Fahnen in die Hände des Siegers gefallen. Aber auch die preussischen Verluste waren fürchterlich: 3500 Tode, 6400 Verwundete und 1400 Vermißte. Tief betrauertete der König den Tod seines Flügeladjutanten von Oppen, dessen Leiche erst am dritten Tage mit mehr als 40 Wunden auf dem Schlachtfelde gefunden wurde. „Ich hatte ihn erzogen, ich kann mich nicht trösten, so bin ich nun“, sagte er seinem treuen de Catt.

Der Tag von Zorn-dorf aber war zum unvergänglichsten Ruhmes-tag der preussischen Kavallerie geworden, ohne daß die Schlacht verloren gewesen wäre, wie der König es selbst aussprach. Alle Reiterregimenter hatten an Tapferkeit gemüthet, und der König konnte sich nicht genug thun, es ihnen zu zeigen. Ueber alle Führer aber ragte Sendlitz. Hatte er schon bei Kolin sein Bestes gethan, die Niederlage abzuwehren, war er auf den Schlachtfeldern von Kofsbach über die Franzosen wie eine Windebraut dahergefahren, so hat er hier, nach dem Urtheil seines Königs, das höchste als Reiterführer geleistet durch jene Entschlossenheit, die die Gmuth des Augenblicks sicher zu ergreifen versteht. Und so wird auch Zorn-dorf für immer der größte und denkwürdigste preussische Reiter-tag bleiben.

Ein nobler Bettler. „Sie sind ja schon wieder 'mal da! Ich sagte Ihnen doch leghin, Sie möchten sich hier nicht mehr sehen lassen!“ „Madon, Madon, jedenfalls Nachlässigkeit meiner Frau! Hat wohl vergessen, Ihren werthen Namen von meiner Besuchliste zu streichen!“

Ein Freundschaftsdienst.

Novelle von Helene Lang-Anton.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, meinte Fred Brown, oder, wie er auf gut Deutsch hieß, Frigge Braun, der nun schon seit zwölf Jahren in Amerika lebte und sich da wohlbefand. Wie viele Deutsch-Amerikaner schimpfte er auf Deutschland, fand alle Einrichtungen besser in Amerika und versicherte jedem, der es hören wollte, daß er sich nie mehr in die kleinlichen deutschen Verhältnisse eingewöhnen könnte, ohne zu fühlen, daß es vaterlandlos klang. Nur als ihm die Idee kam, sich zu verheirathen, und er die deutsche anspruchsvolle tüchtige Hausfrau und Mutter mit der kühlen berechnenden oberflächlichen Amerikanerin verglich, fühlte er sich plötzlich als Deutscher. Es gab unter den dort ansässigen manche Deutsche, aber diese hatten sich schon zu sehr americanisirt. In ihrer Breitergestalt waren sie fast noch schlimmer als die einheimische Frau. Er begann darüber nachzudenken, wie er, ohne die weite Reise über den Ozean machen zu müssen, eine deutsche Frau bekommen könnte. Er erinnerte sich an manches hübsche junge Mädchen in seiner Vaterstadt. Aber heute nach zwölf Jahren war gewiß keines davon mehr zu haben. Da fiel ihm seine Schwester ein. Sie hatten ja immer denselben Geschmack gehabt, sie würde ihm gewiß den Gefallen thun und eine niedliche hübsche Gefährtin für ihn wählen. Kling und mußte sie freilich auch sein, nicht nur ein bloßes Dekorationsstück, dann hätte es ja auch eine Amerikanerin sein können. Er wollte etwas fürs Herz haben. Aber die Sache war recht schwierig. Sich per Distanz verlieben und verloben war gar nicht so leicht. Er überlegte: vierzehn Tage dauerte es, bis seine Schwester den Brief erhielt. Dann ging sie auf die Suche. Dann wieder vierzehn Tage für ihren Brief. Sein Entschließen, kurz, die Sache beanspruchte im günstigsten Falle drei Monate. Aber vielleicht ließ sich die Sache auch beschleunigen.

Er legte sich hin und schrieb seiner Schwester einen ausführlichen Brief. Mr. Ratert, seinem Freunde, der dazu kam, las er den Brief vor. Dieser lächelte laut auf. „Das soll ein Werbebrief sein? Ich halte ihn für einen etwas komplizirten Geschäftsbrief.“ „Geschäftsbrief?“ „Nawohl. Und ich bin neugierig, wie er in Deutschland wirken wird.“ „Na, meine Schwester wird mich schon verstehen. Und ich versichere dir, daß ich mir nicht alle um mein Weibchen beneiden werde.“ „Sagst du es schon?“ „Es kommt, es kommt.“ „Mr. Ratert schüttelte ungläubig den Kopf. Die Deutschen waren zu schwerfällig, trieben zu viel Gefühlsspiele. Nun, man konnte ja abwarten.“

In der nächsten Zeit dachte er viel daran. Wenn Brown wirklich auf diese Weise ein nettes Weibchen erschießt, so war er gar nicht abgeneigt, seinem Beispiel zu folgen. Denn er mußte seinem Freunde recht geben: Für die Außenwelt, für den Salon behauptete die Amerikanerin den Vortritt, aber in der häuslichkeit war die Deutsche mit ihrem warmen Herzen, ihrem tüchtigen Sinn, in ihrem Versehen und Mitgehen die vorzuziehende Frau. Er mußte das selbst als Amerikaner zugeben. Und so war er gespannt auf die Weiterentwicklung.

Prompt hatte die Schwester geantwortet, fast zu prompt. Nach Browns Berechnung hatte sie kaum drei Tage auf die Suche verwendet. Und fast anlässlich öffnete er ihren Brief. Sollte Ratert recht behalten? Sollte die Schwester seinen Brief auch als Geschäftsbrief aufzufassen, sein Schreiben sie in dieser Form verlobt haben und sie sein Ansuchen zurückweisen? Er zerrte ungeduldig das Couvert, ohne den Aufschneider zu gebrauchen, etwas was er sich in rubigen Momenten nie verziehen hätte, dann begann er hastig zu lesen:

„Lieber Bruder! Als ich Deinen Brief erhielt, war ich zuerst sehr erstaunt. Dann habe ich gelacht und schließlich darüber nachgedacht. Eine Etage tiefer wohnt die vermittelte Finanzgrath Deuben. Sie hat mit ihrer alten Tochter einen Kursus für Schneiderei, nur für junge Damen aus guten Häusern eingerichtet. Vielleicht konnte sie mir helfen. Ich erzähle ihr nun von Deinem Wunsch, die ganze Sache mehr als All behandelnd, denn ich fürchtete, die alte Frau könnte das Geschäftsmäßige daran verleben. Aber sie nahm die Sache gleich ernst und ver sprach mir, für Dich zu werden. So geschick es auch. Grete (deutscher kann ein Name wohl nicht sein) Meier möchte ihren Kollektionsnamen gegen Deinen ganz gern vertauschen. Sie ist fünfundsanzig Jahre alt, blond, groß und schlant, immer vergnügt und unternehmungslustig. Das beweist sie ja auch dadurch, daß sie sich entschließen würde, über den Ozean zu gehen, um einem unbekanntem Manne anzuheirathen. Sie ist Witwe, lebt bei einer alten Tante nicht gerade in den glanzvollsten Verhältnissen, und das macht ihren schnellen Entschluß begreiflich. Anbei ihr Bild aus jünster Zeit. Genau so sieht sie aus. Wenn also Dein Herz in Liebe für sie entbrennt,

so schicke das Reifegeb und bestimme, mit welchem Schiff sie fahren soll. Ich wünsche, daß diese Geschäftssache, wenn sie sich realisiert, eine Herzengeschichte wird und Dein Glück begründet. So weit ich Grete Meier kenne, dürfte das nicht schwer sein. Sie ist ein liebes gutes Mädel. Es grüßt Dich herzlich!

Deine treue Schwester.“ Nun besah Brown das Bild. Es war ein angenehmes Gesicht, aus dem große dunkle Augen lachten. Das kleine Näschen und der hübsch gezeichnete Mund waren auch nicht zu verachten. Brown steckte das Bildchen in einen Rahmen und stellte es auf seinen Schreibtisch.

Noch an demselben Tage sah es Ratert. Er konnte sich gar nicht satt sehen an dem lieben Gesichtchen. Immer wieder nahm er das Bild zur Hand und er mußte es sich heimlich eingestehen, daß er sich ganz rettungslos in die Braut eines anderen verliebt hatte.

Browns Gefühle waren nicht so leicht zu erraten. Es freute ihn ja auch, daß seine zukünftige Frau gut aussah, und er war überzeugt, daß sie sich auch sonst verstehen würden. Schon ihre Forderung des Reifegeb's bewies, daß sie das reale Leben verstand und es richtig auffaßte.

Darüber waren Wochen vergangen. Das schöne stolze Schiff, der „Meteor“, sollte in den nächsten Tagen in New York landen und ihm seine Braut bringen. Er hatte die Absicht gehabt, sie an der Landungsbrücke zu erwarten. Aber, o Mißgeschick! Sein Companion erkrankte plötzlich, wichtige Abschlüsse wurden verhandelt, und er war unabkömmlich. Pflöglich fiel ihm Ratert ein. Wozu hatte man denn Freunde?

Ratert war sofort einverstanden. Es freute ihn und reate ihn zu gleicher Zeit auf, dem Mädchen, das seit Wochen seine Gedanken beschäftigte, entgegenzueilen. Brown war ganz beruhigt und widmete sich den Geschäften, die ihn ganz in Anspruch nahmen.

So vergingen mehrere Tage. Der „Meteor“ war angekommen, er hatte es in den Zeitungen gelesen. Aber er hörte weder etwas von Ratert noch von seiner Braut. Wahrscheinlich wollte dieser ihr noch New York zeigen. Als aber acht Tage vergangen waren, er noch immer ohne Verbindung war, wurde er unruhig. Als er eben telephonisch in Ratert's Geschäft anfragen wollte, wurde ihm Ratert gemeldet. Gleich darauf trat dieser ein. Hinter ihm eine schlanke blonde Dame mit etwas anmaßlichem Gesichtsausdruck. Lebhaft ging ihnen Brown entgegen und rief:

„Na endlich, Gott sei Dank!“ und wollte ohne Umschweife seine Braut, denn diese war es gewiß, umarmen. Ratert trat schnell dazwischen und sagte halb lachend, halb verlegen: „Verzeih und sei nicht böse. Ich habe deinen Auftrag nicht ganz in deinem Sinne erfüllt. Und — kurz und gut — nicht deine Braut steht vor dir — sondern meine Frau.“

Verdutzt starrte Brown ihn an. Er beariff nicht gleich, bis Ratert nachhals und bemerkte, daß er vom ersten Augenblick an sich in das Bild verliebt, aber selbstverständlich niemals daran gedacht hatte, ihm seine Braut absperntia zu machen, nun sah er sie und sie ihn — na ja — und so kam es.

Nun war Brown orientirt. „Du hörst mal, die hundert Dollars Reifegeb' bekomme ich wohl wieder. Schon damit ich sie meiner nächsten Braut senden kann. Aber die je hole ich mir allein ab.“

Kaiserin Eugenie als Erzieherin.

Im Schlußband der „Frauen des zweiten Kaiserreichs“ von Frederic Zolle, der der Kaiserin Eugenie gewidmet ist, findet sich auch folgende Geschichte, die kein ungenüßiges Licht auf die Kaiserin als Mutter wirft: Der berühmte Astronom Leverrier sprach bei Hofe einmal von einer seiner neuen Entdeckungen, irgend einem von der Erde unendlich weit entfernten Stern. Den Prinzen Lulu interessirte der Gegenstand außerordentlich, er stellte verschiedene Fragen und unterhielt sich mit dem Gelehrten.

Da trat die Kaiserin hinzu und fragte, wovon man spreche. „Seine kaiserliche Hoheit geruhen, mir seine Ideen über die Astronomie darzulegen“, lautete die eines Gelehrten wenig würdige Antwort. „Sie sind übrigens sehr bemerkenswerth.“ Der kleine Prinz nahm mit der ganzen Reibtheit seiner Jugend diese Schmeichelei für bare Münze. Die Kaiserin aber sagte zu Leverrier: „Ach, schmeicheln Sie diesem Kinde nicht, das unglücklicherweise nie die Wahrheit hört. Seine Ideen über die Astronomie? Ich kann sie mir schon denken.“ — Und zum Prinzen sich wendend, fuhr sie fort: „Es ist sehr freundlich von dem Herrn, dich anzuhören. Du bist aber bloß ein kleiner Junge, wie alle anderen, und in Bezug auf Astronomie ist die beste Lehre, die du augenblicklich erhalten kannst, die, daß der Stand der Sterne erkennen läßt, es sei für dich Zeit, zu Bett zu gehen.“

Glücklich.

Hast du ein Weibchen gefunden, Glück dich nennt man dich dann — Und bist du endlich gestorben, heißt es: „Der selige Mann!“

Am Schluß der Saison.



Tourist: „Nun sagen Sie mal, Führer, was ist denn der for'n Ding?“ Führer: „Da an der Stell' san dös Jahr grad' fünfundsanzig Touristen von der Schwarzfotelfwand abgestürzt; na, und weils atakt fünfundsanzig gewesen san, haben wir zum Zeichen der Trauer dös Jubiläumsmartel da auffa g'stellt.“

Durch die Blume.

Student A.: „Weshalb kommst Du denn nicht mehr in unsere Stammkneipe? Hast Du denn den Wirth beleidigt?“ Student B.: „D, im Gegentheil! Bei dem bin ich sehr gut angeschrieben!“

Auch eine Antwort.

Lehrer: „Gute Werte sind dem Menschen besonders empfohlen. Woz, tannst Du mir sagen, was gute Werte sind?“ Schüler (Sohn eines Bankiers): „Das sind Bergwerke, die sieben Prozent geben und darüber, Herr Lehrer!“

Eine schöne Verabingung.

Gatte (nachdem er mit seiner Frau einen Streit gehabt): „Na, schön, ein neues Kleid werde ich Dir noch kaufen, wenn Du mir versprichst, mich dann in Ruhe zu lassen.“ Gattin: „Aber ganz gewiß, denn wenn ich ein neues Kleid habe, dann bekomme ich das übrige, was ich noch brauche, schon gepumpt.“

Unerschört.

Madame (in der Küche die Stiefel des Dienstmädchens betrachtend): „Wahrhaftig, die unverschämte Person hat kleinere Füße wie ich!“

Einfach.

Richter (zu einem Angeklagten, der sein Mißi nachweisen soll): „Montag Abend find Sie in der Kneipe gesehen worden, Dienstag Abend zu Haus; wo aber waren Sie während der Zwischenzeit?“ „Na, unterwegs!“

Wißverständniß.

Richter: „Angeklagter, wie kam es nur, daß Sie die Wäsche stahlen und den mit Goldwaaren angefüllten Kasten unberührt ließen?“ Angeklagter: „Ich bitte Sie, Herr Richter, halten Sie mir das nicht auch noch vor, meine Frau hat schon genug deshalb geschimpft!“

Na ja!

„Ihr Antrag, Herr Graf, ehrt mich ungemein, doch muß ich ihn zu meinem Bedauern dankend ablehnen — ich bin bereits verlobt!“ „Bereits verlobt? Da haben aber Gnädigste scheußliches Pech!“

Rath entschlossen.

Mutter: „Na, was möchtest Du denn gern zum Geburtstag haben, Lieschen?“ Lieschen: „Eine große Torte!“ Mutter: „Und noch was?“ Lieschen: „Noch eine Torte!“ Mutter: „Nun, Herzchen, so viel geht ja gar nicht in Deinen kleinen Magen!“ Lieschen: „Dann wünsch' ich mir noch einen Magen!“

Verständniß.

Fremder (zur Frau, deren Mann im Rollstuhl sitzt und bettelt): „Den ganzen Tag müssen Sie Ihren gelähmten Mann so durch die Straßen fahren?“ Frau: „Rein; wir wechseln mit einander ab!“

Retrattenmonolog.

„Herzott, wuß' so a General schimpfen können, wenn i den!, was schon unser Korporal 'famm' schimpft!“

Erkannt.



Kellner (zum Student, der am 27. schon zum fünften Male „Zahlen“ gerufen hat): „Ne, Herr Doktor, ruhen Sie nur so oft! Sie wollen, ich lasse mich nicht veralbern!“